



Abend:

Zeitung.

106.

Mittwoch, am 4. Mai 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Sell).

Aus Lord Clive's Leben.

Nach dem Englischen

von

R. v. Groscreutz.

Wie Großes die Engländer auch in Indien geleistet und wie sehr es verdient, genauer gekannt zu seyn, so wissen wir doch — und die Briten selber — nur Weniges und Unzulängliches davon. Ein englischer Schriftsteller macht die Bemerkung, daß seine Landsleute von den Thaten der Cortes und Pizarro genauer, als von denen der eigenen Helden, unterrichtet seyen, obgleich Alles, was jene spanischen Abenteurer ausgeführt, weit hinter dem zurückbleibe, was die Geschichte der englisch-ostindischen Kompagnie an wunderbaren Ereignissen darbiete. Cortez Siege, sagt er, wurden über Wilde (?) errungen; die Indier, zehnmal zahlreicher als jene Amerikaner, waren zugleich eben so kultivirt, als nur die Spanier zur Zeit Karls V. seyn konnten. Mehrere ihrer Städte waren größer und schöner als Toledo oder Saragossa, einige ihrer Gebäude prächtiger als die Kathedrale von Sevilla. Es gab Handelshäuser in Indien, reicher, als irgend eine Firma in Cadix oder Barcelona, Bizekönige, deren Prunk die Pracht Ferdinands des Katholischen bei Weitem übertraf, und Gonsodron, der große Kapitain, würde in Erstaunen gerathen seyn beim Anblick der zahllosen Reiterei, der langen Züge von Geschütz, die sich bei den indischen Heeren befanden.

Wenn der angeführte englische Schriftsteller diese Unkunde seiner Landsleute in Dingen, die sie so nahe angehen, den Geschichtschreibern Schuld giebt, die ein so interessantes Thema nicht zu behandeln gewußt, so wollen wir ihm nicht gerade Unrecht geben, möchten aber fragen, ob hierin der einzige Grund jener Unkenntniß liege, ob nicht der Nationalstolz sich durch jene Geschichten eben so verlegt als gehoben habe fühlen müssen und in der Alternative, von englischen Großthaten nur in Begleitung von englischen Schandthaten oder von beiden gar Nichts zu hören, sich lieber für das Letztere entschieden habe. Auch die Spanier übten Grauel in Peru und Mexiko, aber sie übten sie zum Theil aus niedrigen Motiven und in einer Zeit, welche gewissermaßen die Verantwortung übernahm; was die Spanier thaten, war weit entfernt von ihren Zeitgenossen mißbilligt zu werden. So ist es erklärlich, daß man begierig auf die Erzählung ihrer Siege horchte, während die Engländer zuweilen ein nicht geringes Interesse hatten, von den übrigen zu schweigen.

Als Begründer der englischen Macht in Indien kann Clive betrachtet werden. Er hat sie geschaffen, erhalten und befestigt hinterlassen; in Clive resumirt sich die britische Art und Kunst des Kolonisirens, Verwaltungens, Unterhandels und Kriegsführens. Das Gute wie das Schlimme britischer Herrschaft zeigt sich in ihm, Beides in seinem Höhenpunkte. Wir glauben daher unsere Zeit nicht unnützlich zu verwenden, wenn wir unsere englischen Quellen die Hauptzüge seines merk-

würdigen Lebens — Alles, was den deutschen Leser weniger interessiren würde, bei Seite lassend — nachzählen.

Robert Clive wurde geboren auf dem Landsitze seines Vaters bei Market-Drayton in Shropshire am 29. September 1725. Einige Charakterzüge, wodurch er sich als Mann ausgezeichnet, sollen schon in dem Knaben kenntlich gewesen seyn. Ein leidenschaftlich heftiger Wille, eine in's Weite gehende Reckheit machten schon in seinem siebenten Jahre seinen Verwandten mit ihm zu schaffen. Schlägereien waren seine Lieblingsbelustigungen und mit Entsetzen sah man ihn eines Tages auf der Spitze des Kirchturms von Market-Drayton, den er erklettert hatte, sitzen. Er formirte aus seinen jugendlichen Freunden, d. h. den Taugenichtsen des Städtchens eine Art Räuberbande, deren Unternehmungen gegen die Schwaaerverkäufer des Städtchens gerichtet waren. Sie operirte unter Robert's Befehl mit solchem Glück, daß die Ladenbesitzer sich zu einem Vertrage mit ihm genöthigt sahen, in welchem er gegen einen Tribut von Äpfeln und Halbpennystücken ihnen die Sicherheit ihrer Fenster garantirte. Robert wanderte von Schule zu Schule, ohne Fortschritte zu machen und galt überall für einen ausgezeichnet nichts-nützigen Buben. Nur Einer seiner Lehrer war scharfsichtig genug, von dem trägen Jungen zu prophezeihen, daß er dereinst in der Welt eine bedeutende Rolle spielen werde.

Seine Familie erwartete Nichts dergleichen und war froh, als sie ihm in seinem 18. Jahre eine Schreibestelle bei der ostindischen Kompagnie verschaffen konnte, in welchem Posten er eingeschifft wurde, um in Madras sein Glück zu machen oder am Fieber zu sterben. Die damaligen Verhältnisse der Kompagnie waren sehr verschieden von ihren jezigen, sie war nichts als eine Handels-gesellschaft, die kaum einige Quadratmeilen in Indien besaß, für welche sie eine Rente bezahlte. Sie unterhielt drei bis vier Forts und besoldete eine geringe Zahl schlecht disziplinirter Truppen. Die jungen Leute in ihrem Dienste waren nicht mit den Angelegenheiten eines großen Reiches beschäftigt, sondern mußten Kassen verwalten, Rechnungen führen und ein scharfes Auge auf die Privatkaufleute richten, die sich in den Handel der Kompagnie mischten. Madras, wo Clive angestellt wurde, war damals die Hauptniederlassung der Engländer. Am Fuße des Forts St. Georg gelegen, hatte es sich rasch zu einer ziemlich bedeutenden Stadt erhoben, in der orientalischer Luxus herrschte. Der Verkehr zwischen Europa und Indien war damals feltener, die Reise um's Kap dauerte fast die doppelte Zeit und so ist es er-

klärlich, daß man sich der europäischen Sitten schneller und mehr entwöhnte, als gegenwärtig der Fall ist.
(Fortsetzung folgt.)

B a u s t ü c k e .

Von

J. P. Lxler.

„Was ist Wahrheit?“ fragte der römische Landpfleger Pilatus den Heiland der Welt und Christus schwieg, denn Pontius Pilatus war nicht berufen. Wer die Wahrheit in sich selber trägt, sucht sie außer sich vergebens, und der alte Kampf auf Tod und Leben, über „Wahr und Falsch,“ wird deshalb sobald noch nicht enden. Fragt Ihr nun: „Wozu das Suchen und Streben der Mehrzahl nach dem, was sie nicht in sich tragen und wofür sie mithin auch keinen Maßstab haben, um es richtig würdigen zu können?“ so antworte ich: „Es ist die Ahnung des Höhern, Göttlichen, die selbst dem auf der niedrigsten Stufe menschlicher Geistesbildung stehenden Wesen nicht gänzlich fehlt.“ Und dieses Ahnen des Höhern, Göttlichen, das in Jedem, wenn auch noch so unklar, lebt und sich regt, sollte unsern hochweisen Zweiflern und Regirenden sagen, wie Unrecht sie haben zu zweifeln und zu verwerfen. Aber unsere Weisen sehen den Wald vor Bäumen nicht! Ihr Sinnbild ist die Gule, die im Dunkeln sieht und — Mäuse fängt, während der Adler des reinen Glaubens der Sonne zuschwebt, ungebildet von ihren reinsten Strahlen.

Wie traurig sieht es doch mit dem Uster-Kunst-Enthusiasmus des Publikums aus! Der Berliner List-Schwindel wurde in wenigen Wochen zum Sprüchwort! Französische und englische Journale machten sich darüber lustig, doch das Publikum ließ sich nicht rühren und schwärmte fort, aber, „kaum ist der List zum Thor hinaus, so geht's an's Kritisiren!“ und die bittersten Karikaturen auf ihn kommen in Masse zum Vorschein! leider nur, daß sie weder so treffend, noch so geistreich sind, wie die Eine, welche das französische Journal „Charivari“ brachte.

Die Sache ist nicht ganz so spaßhaft, wie sie scheint, und beweiset, daß Goethe nicht so Unrecht hatte, das Urtheil des großen Publikums zu verachten. Freilich sprach er dieß oft Etwas zu verb. aus und bewährten Künstlern, die ihm ihre Angst klagten, zum erstenmale vor einem Publikum zu erscheinen, pflegte er zu sa-

gen: „Denkt nur immer, wenn Ihr vor dem Auditorium steht, „Ihr Lumpenzeug! und wenn ich es noch so schlecht mache, wenn ich nicht dasüunde, so hättet Ihr ja gar Niemanden, über welchen Ihr reden könntet.““ das hilft!“

In vielen quasi-„freisinnigen“ Journalen ist es jetzt Mode, auf recht unfreisinnige Art über Preußen und dessen hochherzigen König herzufahren, der Ködner Dom- bau, die Berufung des bejahrten Rückert's, Schel- ling's und Cornelius nach Berlin, die unschul- dige Freude, welche Er Lick bereitete, indem Er ihm die „Antigone“ nach seinem Gusse aufführen ließ, das Alles wird dem guten König zum Vorwurf gemacht. — Freilich ist es für viele neuere Dichter, Philosophen und Künstler sehr traurig, daß Rückert, Schel- ling und Cornelius so lange leben. Noch trauriger ist es, daß die Werke dieser Männer noch länger leben werden als sie selber, während für viele neuere Dichter, Philosophen und Künstler 5 — schreibe fünf Jahre schon eine Ewigkeit sind. Oder wie? hätten wir es nicht schon erlebt, daß innerhalb fünf Jahren ein Genie aufstauhte, berühmt, vergöttert, wieder gestürzt, begraben und — vergessen wurde? — Der König von Preußen aber begeht das ungeheure Verbrechen: „König zu seyn und es bleiben zu wollen.“

Der als klassischer Uebersetzer aus dem Italienischen rühmlichst bekannte Streckfuß in Berlin, spricht bei Gelegenheit des italienischen Improvisators, welcher zu- letzt in Berlin sich hören ließ, seine Ansicht dahin aus: „Daß die Deutschen doch es ganz aufgeben möchten, zu improvisiren, denn weder unsere Sprache noch un- sere Natur eigne uns dazu.“ Wenn werden doch die Deutschen ihrer Sprache endlich Gerechtigkeit wiederfah- ren lassen? — Wenn sich unsere Sprache nicht zum Improvisiren eignet, so eignet sie sich auch nicht zum

Dichten! oder wie? verlangt man von einem deutschen Gedichte keinen Wohlklang? Ein deutscher Dich- ter, der die Gabe besitzt anstatt schriftlich und langsam, mündlich und schnell seine Gedichte mitzutheilen, wird nicht geringer dastehen, als ein italienischer Improvisator; und sind die Schwie- rigkeiten für einen deutschen Improvisator größer, als für den Italiener, so verdient doch wahrlich der Deutsche, der seine Aufgabe mit Geist und Gemüth löst, um so größere Anerkennung und nicht eigen- sinniges Zurückweisen. Müht sich die Mehr- zahl des deutschen Publikums — (oft vergeblich!) ab, einzelne Brocken der Improvisation eines Ita- lieners zu erforschen, so sollte es doch nicht so lässig seyn, wo es gilt, einen deutschen Improvisator zu verstehen und richtig zu verstehen. Uebrigens machen sich's die italienischen Improvisatoren unendlich leichter als die Deutschen, denn meist singen sie ihre Verse unter der Begleitung der Harfe, des Klaviers, oder der Guitarre ab, besinnen sich während des Vor- spiels und der oft langen Zwischenspiele und wissen auch meist durch lebendige Mimik oft die Aufmerksamkeit der Zuhörer von dem Inhalt ihrer Verse ziemlich abzu- ziehen.

Des Dulders Frühling.

Im Hain erwachen frohe Lieder,
Der Erde starre Fessel bricht,
Und alle Blumen schlagen wieder
Die Augen auf zum Sonnenlicht. —

Doch, ob auch tausend Blumenfreuden
Im gold'nen Frühlinggarten steh'n,
Sie können nicht mein tiefes Leiden
Mit ihrem süßen Hauch verweh'n.

Und in die lauten Jubelsänge
Mischt sich mein leiser Klage-ton:
Ach, wohnt' ich, fern vom Weltgedränge,
Mein Gott in Deinem Himmel schon!

Robert Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Wien.

Am 23. März 1842.

Ich habe es in meinem letzten Berichte unternom- men, Ihnen die Freuden unseres Faschings zu schildern; sie ist eine zu eigentümliche Periode im Leben einer Groß- stadt, diese bacchische Zeit, als daß man ihrer nicht geden- ken sollte und wohl uns, wenn es vergönnt wäre, daß

flüchtige Daseyn nur nach den lustbeschleunigten Puls- schlägen seines wallenden Ichors zu berechnen; aber das kann nun einmal hiernieden nicht seyn, „man kann und darf nicht immer so fröhlich bleiben hier unter dem wech- selnden Mond,“ dem düsteren Fatum sind selbst die Göt- ter unterthan. So auch Gott Bacchus. „Ach, sie haben ihn begraben, den kreuzfidelsten Mann!“ singen die Wiener, und billig sollt' ich hinzusehen, was er mir gewesen; aber es ziemt sich, daß über einen so allgemeinen Schmerz, eine so öffentliche Trauer, jeder Privatschmerz still zurücktrete

und sich auf eigene Faust zu trösten suche. Vielleicht theile ich Ihnen gelegentlich meine geheimen Elegien mit, Elegien, wie sie nur von Jemandem stammen können, der zuweilen die Marotte hat, dort zu weinen, wo Andere lachen, und zu lachen, wo Andere weinen. Ich glaube, es hat schon einmal einen Philosophen gegeben, dem man Aehnliches zur Last legte. Ein solcher Weltweiser scheint nun allerdings auch das faschingliche Wien in den letzten Tagen weiland Karnevals gewesen zu seyn, es läßt sich kein lustigeres Begräbniß denken, als jenes in der Nacht vom Faschingdienstage zur Aschermittwoche, „mit freudglühenden Gesichtern hat man den Erdengott zu Grabe getragen,“ darauf das Epitaph zu lesen: „Wie gelebt, so gestorben. Der Himmel gebe ihm eine fröhliche Urständ.“ Erotischer Jubel, brausender Musikorkan und Ströme von Wein schollen und wallten den Manen des Dahingeschiedenen nach, daß schier davon Olympos hohe Burg erzitterte. Das hatte wahrlich nicht den Anschein, als fühlte man die nahe Trennung von dem ewig heiteren, sorgenlösenden Gotte, oder war es der Muth der Verzweiflung, womit man sich in sein Schicksal ergeben und dem unvermeidlichen Abschied entgegenging? Sey dem nun wie ihm wolle, für den gewöhnlichen Beobachter hatte es den Anstrich einer gewissen philosophischen Konsequenz: man begann wie man endete und endete wie begonnen, mit Saus und Braus, und es wird nicht an Solchen fehlen, die nun an das Sprüchwort: „Wie gewonnen, so zerronnen,“ gemahnt werden dürften, die jetzt ein Weites und Breites über die Vergänglichkeit irdischer Freuden zu sagen wissen und in deren Daseyn die Aschermittwoche einen ernststen Wendepunkt herbeiführt. Melancholisch wendet sich nämlich manch ein Büsser nun dahin, wo sein Bestes liegt, unwiederbringlich vielleicht für ihn verloren — nach dem Leihause — und klagt sich an der schändlichsten Selbstberaubung und thörigsten Götzendienstes; melancholischer noch blicken wohl Andere dahin, wo noch etwas Theuereres ruht, nicht mehr einlösbar um alle Schätze der Welt — Gesundheit und Leben geliebter Menschen — und wenn ich nun mit etwas ironischer Uebertreibung früher von einer allgemeinen Trauer, von öffentlichem Schmerze gesprochen, so ist dieß zuletztgesagte das zunächst Wahre an der Sache; damit habe ich aber weder etwas Neues kund gegeben noch den rechten Ton eines gefälligen Berichterstatters getroffen, von dem man am allerwenigsten Klägliches oder trockenes Moralisiren will. Um aber amüsant zu seyn, wie viel müßt' ich da nicht in mein Bereich ziehen, zumal wenn es eine Wiener Karnevalshistorie gilt, wie oft mich selbst unterbrechen, um ein lyrisches Gedicht anzustimmen — etwa ein Hochzeitskarmen — oder in eine Balldithyrambe auszubrechen — Strauß und Lanner enthusiastiren ja genug und sind die Halbgötter der Faschingssaison — oder um einen Roman anzuspinnen — an Liebesabenteuern fehlt es ja niemals, am allerwenigsten im Fasching — und vielleicht wohl gar am Ende um ein Lustspiel oder Drama zu entwickeln, etwa einen „Maskenball und seine Folgen“ und dergleichen. Am besten, man überläßt es der Phantasie eines Jeden, sich die grands evenements und die kleinen Schicksale eines Residenzkarnevals nach Belieben auszumalen, je lebendiger und bunter, desto wahrer und natürlicher, in der Katastrophe aber möglichst gesteigert und allarmreich, d'rüber dann im Transparent ein: „Sic transit gloria mundi.“ So rauschend nun aber auch der Strom in den letzten Karnevalstagen in Wien anschwillt und sich über die Ufer des Alltagslebens ergießt, so vermüthe doch Niemand darin einen Pendant jener Furia francese, von der uns verschiedene Zeitungsblätter stупende Wunder erzählen, so weit hat es selbst unsere tollste Ausgelassenheit nicht gebracht. Sollte z. B. unser Ferkenhfelder Schlag mit dem Pöbel der Pariser Kourtille in eine gewisse Parallele zu setzen seyn, so scheint er, zur Ehre

der Menschheit, nicht jener exorbitanten Manabewuth fähig zu seyn, die in's Ungeheuere ausartet und für den Ohrenzeugen fast wie ein Mährchen klingt. Wenden wir uns davon ab und gedenken wir lieber des lustigen Faschingszuges, der jährlich am Fastnachtsvorabende, d. i. am Faschingdienstage: Nachmittage in Dornbach — dem beliebten Sommeraufenthalte der Stadter, ungefähr eine Stunde von Wien entfernt — stattzufinden pflegt. Ein Maskenzug auf offener Straße, ein Mummenschanz der drolligsten und possenhaftesten Art, Angesichts einiger Tausende von Wienern zu Ross, Schlitten und Wagen: en spectaculum nescio an Deo dignum! Es ist dieß ein Ueberbleibsel der in früheren, noch weniger polizeilich überwachten Zeiten gäng' und gäbe gewesenem Straßenmaskeraden, einer Nachahmung der italienischen, die indessen, weit entfernt, die originelle und volkstümliche Färbung jener Harlekinaden an sich zu tragen, gewöhnlich zum Aergerniß gebenden Skandale wurden, weshalb sie denn auch später abgeschafft worden. Nur in Dornbach scheint die frühere Uebung einer privilegierten Connivenz zu genießen und der Wiener versäumt es nicht, sich alles, nur einigermaßen Schauwürdige zu Nutzen zu machen. „Dabei muß ich auch seyn,“ heißt es und so geht es denn frisch d'rauf los. Indessen soll der Dornbacher Faschingzug heuer nicht das drollige Schauspiel wie im Vorjahre entfaltet haben, wo es nicht an Scenen des amüsantesten und überraschendsten Volkshumors gefehlt hat. Vielleicht hat auch die seit Beginn Februars ziemlich heftig gewordene Kälte etwas dazu beigetragen, daß sich jenes Faschingbegräbniß, wie man es hier zu nennen pflegt, minder pomphaft und rauschend hervorthat, denn mit Vergnügen zu frieren, ist bekanntlich nicht Jedermanns Sache. Seltsam genug zeigten sich trotz des strengen Winterfrostes schon während des Monats Februar Spuren des Eisganges auf der Donau, wahrscheinlicher Weise eine nachträgliche Wirkung des Ende Jänner stattgefundenen anhaltenden Regens und demnach eingetretenen Thauwetters. Jetzt, im März, sind nicht nur die Donauarme, oder vielmehr der Kanal, sondern auch die sogenannte große Donau selbst vom Eise frei, was uns frohe Hoffnungen für ein nahes Frühjahr einflößt. Zwölf Jahre waren es heuer, seit der Eisgang jene unvergeßliche, schreckliche Katastrophe in Wien herbeigeführt — die schauerliche Wassernoth in der auf einer Donauinsel erbauten Leopoldstadt. Mitten in der Nacht kam damals das Unglück herangeführt und fand Unvorbereitete. Jetzt sind die vorsichtigsten Rettungsmaßregeln getroffen, schon von ferne wird der grause Feind signalisirt, Hülfboote stehen zahlreich bereit und überdieß sind die Bewohner der höheren Stockwerke zur Zeit der naehen Gefahr die Wohnparteien des Rez de chaussee bei sich aufzunehmen verpflichtet. Dießmal lief der Kampf mit dem nordischen Gegner ziemlich glücklich ab, außer einigen Toden an der großen Taborbrücke, die mit fortgerissen worden, und einigen Beschädigungen an den über die Donau nahe bei Florisdorf geschlagenen Brücken der Ferdinandsnordbahn dürften kaum größere Unfälle zu beklagen seyn. Dagegen hat sich in jüngster Zeit ein anderer schlimmer Gast eingefunden: der Typhus, dem nicht wenige Opfer fallen. Zwar ist es dieser Jahreszeit eigen, gebrechliche Konstitutionen zu zerstören und selbst robuste bei nur einiger unachtsamer Lebensweise zu erschüttern; aber dießmal tritt die Erscheinung bedeutend verstärkt auf und zeigt sich in einigen Vorstadtbezirken epidemisch. Leider ist den ersten Opfern dießes Feindes auch die Erzherzogin Hermine, kaiserliche Hoheit, Tochter des Erzherzogs Palatin von Ungarn und Zwillingsschwester des Erzherzogs Stephan, beizuzählen, eine junge, hoffnungsvolle Prinzessin, deren Verlust allgemein beklagt wird, wie denn überhaupt Alles lebhaftest Theilnahme findet, was dem hohen Kaiserhause begegnet. (Fortsetzung folgt.)

Nebst einer literarischen Beilage der Kenger'schen Verlagsbuchhandlung (F. Volkmar) in Leipzig.